

■ Kunst und Kultur aus der Gender-Perspektive

Am 30. März 2007 veranstaltete die Regionalgruppe Sachsen/Leipzig der Kulturpolitischen Gesellschaft im Haus des Buches in Leipzig ihren XIII. Kulturpolitischen Salon mit dem Titel »Geschlechterdämmerung? Zur Gleichstellung in Kunst und Kultur«. Als Diskutantinnen und Diskutanten eingeladen waren Prof. Dr. Susanne Binas-Preisendörfer, Musik- und Kulturwissenschaftlerin (Berlin/Oldenburg), Gisela Kallenbach, MdEP (Leipzig/Brüssel), Tilo Schulz, Künstler (Leipzig) und Jens Krabel, Gendertrainer (Berlin). Die Podiumsdiskussion wurde von Prof. Dr. Gabriele Dietze (Berlin/ Graz) moderiert.

Ausgangspunkt war die Feststellung, dass Frauen im Kunst- und Kulturbetrieb sowie in kulturwissenschaftlichen Studiengängen die Mehrheit stellen, die führenden Positionen in kulturellen Institutionen, Universitäten und der Kulturpolitik jedoch weitestgehend von Männern besetzt sind. Zugleich wird in der momentanen gesellschaftlichen Diskussion nach tragenden Vorbildern für Männer gefragt und es werden jungengerechte Bildungsangebote gefordert wie sie für Mädchen bestehen. Die während des Salons zum Teil kontrovers geführte Debatte zeigte, dass auch 30 Jahre nach der Frauenbewegung noch eine Menge Klärungs- und Diskussionsbedarf besteht. Bevor die wichtigsten Positionen innerhalb dieser Debatte wiedergegeben werden, gilt es, eine Begriffklärung vorzunehmen. Denn einmal mehr zeigte sich während der Diskussion, dass der Begriff *Gender* zwar zur Beschreibung von Frau und Mann immer wieder herangezogen wird, er jedoch gleichwohl aufgrund seiner vielschichtigen Verwendung bestens für Missverständnisse geeignet ist.

Gender: Warum es sich lohnt, den Begriff zu kennen

An zahlreichen deutschsprachigen Universitäten gibt es Institutionen, die sich mit Frauen- und Geschlechterforschung befassen. Seit einigen Jahren existieren auch eigene Studiengänge, die zunehmend den Begriff *Gender* im Namen tragen. In der deutschsprachigen Presse und Politik hat der aus dem Englischen übernommene Begriff im vergangenen Jahrzehnt eine breite Resonanz erfahren – spätestens nach der rechtlichen Festschreibung einer Gleichstellungspolitik im Sinne des *Gender-Mainstreaming-Konzeptes* auf

EU-Ebene¹. Es ist nicht neu, dass sich Begriffe trotz alltäglicher Verwendung nicht von selbst erklären. Dies gilt besonders für solche, die wissenschaftlichen Konzepten und Theorien entlehnt sind. Auch wenn der Zusammenhang, aus dem der Begriff *Gender* stammt, in der gebotenen Kürze nicht abgehandelt werden kann, soll zumindest in wenigen Zügen dargelegt werden, wieso es nicht ausreicht, ihn mit *Geschlecht* gleichzusetzen.

Ist das Geschlecht veränderbar? Das »biologische Geschlecht« ist es in der Regel nicht. Was das »soziale Geschlecht« betrifft, so ist dies sowohl bezogen auf die Gattung Mensch wie das individuelle Rollenverhalten möglich. Das »soziale Geschlecht« (engl. *gender*) vereint in der Regel die folgenden Grundannahmen: Die Geschlechterzugehörigkeit und deren Manifestationen sind einerseits kulturabhängig und werden andererseits durch Sozialisation erlernt. Eine derartige Bestimmung von *Gender* geschieht in Abgrenzung vom »biologischen Geschlecht« (engl. *sex*), das von Geburt an gegeben ist und entsprechend als »natürlich«² angesehen wird.

In wissenschaftlichen Diskursen werden auch im deutschen Sprachraum die Termini *Sex* und *Gender* verwendet. Dabei ist ihre Verwendung in rein theoretischen Debatten für die Gesellschaft wenig folgenreich. In der Praxis empirischer Forschung und anwendungsorientierter Geschlechterarbeit³ sind die Auswirkungen des Begriffsverhältnisses auf Untersuchungsergebnisse dagegen groß, insbesondere dann, wenn auf der Basis dieser Ergebnisse politische Entscheidungen gefällt werden.

Es dürfte kaum überraschen, dass die Unterscheidung von *Sex* und *Gender* in ihrem Gebrauch keineswegs immer dieselbe ist. Nichtsdestotrotz werden die zwei Begriffe als ineinander übergehend – nicht als entgegengesetzt – gedacht, wodurch der Ansatz auch für eine Kritik am traditionell vorherrschenden Zweigeschlechtermodell anschlussfähig wird.⁴ Die zusätzliche Einführung des *Gender*-Begriffs macht die Rede vom »biologischen Geschlecht« nicht überflüssig⁵. Vielmehr verändert sich damit der Fragemodus von einem *warum* zum *wie*, wenn es um die Ursachen von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen von Eigenschaften geht. Die Frage »*warum* werden Frauen in den Führungsetagen seltener angetroffen?« kann auf diese Weise nicht mehr einfach damit abgetan werden, dass ihnen hierfür die Fähigkeiten

von Geburt an fehlen würden. Die Frage muss dann vielmehr lauten »*wie* kommt es, dass in unserer Gegenwartsgesellschaft so wenige Frauen in den Führungsetagen zu finden sind?«. Damit geht eine Forderung nach Gleichstellung einher, ohne dass im Voraus darüber entschieden würde, wer von Natur aus welche Talente hat und was geschlechterbezogene Gleichstellung bedeuten kann/soll.

Ungleichheit in Kunst und Kultur

Für den deutschen Kulturbereich wie für alle anderen Branchen gilt: je höher die Karrierestufe, desto seltener wird sie von Frauen erreicht. Dabei ist die heutige Frauengeneration die bestausgebildete. Dennoch scheint eine »gläserne Decke« zu existieren, die offenbar schwerlich zu durchstoßen ist, denn das Gros der Frauen ist in den unteren und mittleren Ebenen tätig.

2003 begannen erstmals mehr junge Frauen ein Studium als Männer. In den Studiengängen der Kultur und Kunst sind bereits seit Jahrzehnten mehr Studentinnen als Studenten eingeschrieben. Im Bereich Musik lag beispielsweise der Frauenanteil im Jahr 2000 bei den Studierenden bei 56 Prozent, im Mittelbau bei 36, bei den Professorinnen immerhin 22 Prozent – der Durchschnitt liegt bei 13 Prozent –, bei den Preisträgern sind nur noch 15 Prozent und gar nur noch 2 Prozent leiteten ein Orchester. Auch in anderen Kulturbereichen ist das Bild ähnlich: nur 16 Prozent der Kulturdezernate werden von Frauen geleitet. Mit 48 Prozent sind Frauen relativ oft an der Spitze in den Kulturverwaltungen der Länder anzutreffen. Einen Quotenplatz für die Ministerin? Doch bereits eine Hierarchiestufe darunter, als Staatssekretärinnen oder Abteilungsleiterinnen, sind sie sprichwörtlich mit der Lupe zu suchen.⁶

Nach Jahrzehnten der Frauenförderung und zahlreichen Anstrengungen für gleichwertige Bildungschancen für Frauen und Männer sowie für bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie mögen diese Zahlen verwundern. Und es zeigt sich noch ein weiteres Paradox: Frauen mit einem höheren Schulabschluss haben eher keine Kinder und leben häufiger ledig und partnerlos, als Frauen mit niedrigerem Schulabschluss. Bei Männern ist dieser Zusammenhang genau umgekehrt. Je höher das Bildungsniveau der Männer, desto eher haben sie Kinder, auch mehrere. Dagegen lebt jeder zweite beruflich wenig qualifizierte Mann in

einem Haushalt ohne Kind, da sie die verlässliche »Ernährerrolle« nicht gewährleisten können und es deshalb schwerer haben, eine Partnerin zu finden. Auch in Medien und Fachkreisen debattiert man seit einigen Jahren über die »Krise der Kerle« – denn nach wie vor dominieren Männer die Erwerbsarbeit und bestimmen ihre Regeln.⁷ Während sich ein Rollenbild des Mannes als Ernährer, Erzeuger und Beschützer scheinbar konserviert hat, haben sich die weiblichen Rollenbilder bereits deutlich vervielfältigt.

Kunst gilt als Seismograph der Gesellschaft. Kunst schafft (sich) Experimentierfelder oder Freiräume. Und obwohl die Mehrzahl der Künstler Künstlerinnen sind, spiegelt sich das Bild in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nicht wider – nennen Sie doch mal fünf Komponistinnen, Regisseurinnen oder Dirigentinnen! Erfolg verknüpft sich bei Künstlerinnen mit der schwierigen Frage des Selbst- und Fremdbildes, dem sie sich auch heute noch gegenüber sehen bzw. stellen müssen, wenn sie sich in einem männlich dominierten Bereich positionieren wollen.⁸ Männer sind dagegen heute aufgefordert, einen Weg jenseits der Hegemonie zu beschreiten. Wege, den Frauen bereits in der Vergangenheit beschritten. Kunst in ihrer Vielfalt und Lebendigkeit kann dabei in puncto Gender Freiräume bieten und diese zugleich nutzen, um der veränderten Gesellschaft neue (Vor-)Bilder vorzulegen, aufzuzeigen und zu vermitteln.

Ob der gesellschaftliche Bereich von Kunst und Kultur diese Freiräume in der Praxis tatsächlich bieten kann, war zugleich die übergreifende Fragestellung des XIII. Kulturpolitischen Salons. Ein entsprechend besetztes Podium sollte nicht nur Auskunft über den Stand der Gleichstellung in diesem Bereich geben, die Veranstalter hatten auch um eine Einbeziehung der Frage gebeten, inwieweit in der kulturellen Praxis *Geschlecht* konstruiert wird bzw. welches Gewicht den vielen Facetten des eben skizzierten Gender-Diskurses zukommt. Der Künstler, die Wissenschaftlerin, die Politikerin und der Gendertrainer – sie alle stimmten darin überein, dass auch im Bereich der kulturellen Praxis eindeutige Zuweisungsstrukturen und Geschlechterbilder gegeben sind. Wenn von einer Gleichstellung noch keine Rede sein kann, wo liegen dann die Gründe dafür?

Susanne Binas-Preisendörfer sieht die Ungleichheit vor allem in institutionellen Zusammenhängen begründet, die bestehende Geschlechterbilder weiterhin festigen. Binas, die angehende Musikpädagoginnen und -pädagoginnen unterrichtet, nannte die Ausbildungssituation des künstlerischen Berufsfeldes als ein gutes Beispiel für die Manifestation solcher Zuweisungen. So erfolgt die Betrachtung von Künstlerinnen und Künstlern spartenunabhängig in vielen Fällen in Form eines Meis-

terdiskurses, der die Idee von Kreativität und schöpferischer Kraft zumeist männlich konnotiert. – Die bereits gestellte Frage nach den fünf Komponistinnen zeugt von diesem Mechanismus: Kreativer Erfolg ist zugleich gesellschaftlicher Erfolg.

Das konnte auch Tilo Schulz bestätigen, der zwei gegensätzliche Tendenzen beobachtet. So findet in der bildenden Kunst der letzten Jahre sehr wohl eine verstärkte Auseinandersetzung mit Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit statt. Ein solcher Diskurs ist aber vorrangig in den weniger stark kommerzialisierten bzw. marktgebundenen Kunstsparten, wie z.B. der Videokunst, und in den Kunstvereinen zu verorten. Als Gegenpol betrachtet Schulz, der sich als Künstler wie auch als Kurator mit der gegenseitigen Geschlechterwahrnehmung auseinandergesetzt hat, die erfolgreichen Vertreter der Neuen Leipziger Schule. Ausschließlich männlich und mit Neo Rauch an der Spitze verkörpern sie einen »backlash« hin zu ebenjenem Prinzip des genialen Meisters. Bedingen also die Mechanismen des Kunstmarktes (allen voran Sammlungs- und Ankaufspolitik) einen konservativen Schub? Eine angemessene Frage angesichts der Tatsache, dass sich das Geschlechterverhältnis im Rahmen der Malereiausbildung noch im Gleichgewicht befindet.

Schnell wurde in der Diskussion deutlich, dass es auch im Bereich von Kunst in Bezug auf die geschlechtergerechte Ausgestaltung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen noch Nachholbedarf gibt. Ein mittlerweile bewährtes Mittel ist das ebenfalls bereits erwähnte Konzept des *Gender Mainstreaming*, dessen Instrumente helfen sollen, Geschlechtergerechtigkeit zu realisieren. Doch obwohl Gender Mainstreaming durch entsprechende Gesetzesvorgaben im EU-Recht verankert ist, musste die Grünen-Politikerin Gisela Kallenbach konstatieren, dass längst nicht alle Ziele im Sinne der Gleichstellung erreicht sind.

Die Auseinandersetzung mit der Gender-Problematik ist als Frage des Bewusstseins und der eigenen Verortung zum einen eine individuell-private. Zum anderen betrifft sie aber eine Vielzahl von Aspekten des gesellschaftlichen Alltags, denn auch hier wirken Geschlechterbilder. Besonders deutlich wird dies im Bereich der Kinderbetreuung und -erziehung. Deren Einrichtungen sind für den beim Berliner Dissens e.V. tätigen Gendertrainer Jens Krabel oft hochgradig »vergeschlechtlicht«. Krabel stellte verschiedene Ansätze vor, wie sich Gendertheorien in einer entsprechenden Bildungsarbeit umsetzen lassen und so Geschlechterbewusstsein schon im Kindesalter gefördert werden kann – auf dass geschlechterspezifische Bildung Teil der kulturellen Sozialisation wird.

Die sich anschließende Frage, ob Kultur selbst etwas für einen veränderten Genderbe-

griff tun kann, ist zugleich die Frage nach der kulturpolitischen Dimension in der Gleichstellungsdiskussion. Sie meint dabei weniger ein idealisiertes Konzept als die Einsicht, dass die Beschäftigung mit Kunst und Kultur viel über den Stand der Diskussion selbst aussagt: gilt es doch, die gerade beschriebenen Ungleichheiten selbst zu entdecken. Susanne Binas wies ermutigend darauf hin, dass es nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit den derart gespiegelten Zuweisungs- und Ausschlussmechanismen ist, die – unabhängig vom Geschlecht – eine eigene Positionierung und damit nicht zuletzt auch kommunikative Stärke fördert.

Der XIII. Kulturpolitische Salon zeigte deutlich, dass die Frage nach der Gleichstellung der Geschlechter auch in (oder: vielleicht gerade wegen) ihrer Breite immer noch auf großes Interesse stößt. Das zahlreich erschienene Publikum ließ die Veranstaltung mit durchaus kritischen Nachfragen und Anmerkungen zu einer lebhaften Diskussion werden. Das Resümee des Abends fordert darüber hinaus zu einer Selbstbetrachtung der Kulturschaffenden heraus: Angesichts der beschriebenen Ungleichheiten im Praxis- bzw. Berufsfeld wird das Verhältnis von Gender und Kultur wohl noch länger ein spannungreiches bleiben.

Roman Abt/Katharina Schniebs/Birgit Wolf

- 1 Dies geschah durch den Amsterdamer Vertrag, der am 1. Mai 1999 in Kraft trat. Ausführliche Informationen zum *Gender Mainstreaming* finden sich z.B. auf der Website www.gender-mainstreaming.net, die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend herausgegeben wird, sowie auf der Website des Ministeriums selbst (www.bmfsfj.de/Politikbereiche/Gleichstellung/gender-mainstreaming.html).
- 2 Hierbei wird die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Frage ausgeklammert, inwieweit »Natur- und Humanwissenschaften«, in diesem Fall vor allem Biologie und Medizin, nicht ebenso kulturelle Prägungen aufweisen, wie dies in »Geistes- und Kulturwissenschaften« der Fall ist.
- 3 Siehe als Beispiel für die zentrale Bedeutung des reflektierten Umgangs mit dem *Gender*-Begriff in der Anwendung des *Gender-Manifest* unter www.gender.de/mainstreaming.
- 4 Vgl. hierzu die Literatur, die unter dem Label »queer theory« firmiert. Eine für den deutschen Sprachraum grundlegende Publikation bildet der von Andreas Kraß herausgegebene Sammelband »Queer Denken. Queer Studies« (Frankfurt am Main 2003).
- 5 Judith Butlers Buch »Das Unbehagen der Geschlechter« (Frankfurt am Main 1991), hat wiederholt die Unterstellung provoziert, die Autorin würde das »biologische Geschlecht« für irrelevant erklären und als beliebig formbar darstellen.
- 6 Deutscher Kulturrat e.V. (Redaktion Gabriele Schulz und Jens Leberl): »Frauen in Kunst und Kultur II – 1995 – 2000«.
- 7 Corinna Voigt-Kehlenbeck /Thomas Gesterkamp: »Gibt es sie, die Krise der Kerle?« in: Deutsche Jugend, Heft 2/059.
- 8 Susanne Binas: »Erfolgreiche Künstlerinnen in Deutschland – Arbeiten zwischen Eigensinn und Kulturbetrieb«. Dokumentation der Konferenz »Erfolg in der Kunst – wie hat DIE das bloß geschafft?« (Referat für Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Leipzig, 24./25. Oktober 2003).